

Krieg und Friede

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gegen; nicht minder interessant ist die Zusammenstellung der Beurteilungen von Nieksches Werken durch einige Schweizer Dichter: Gottfried Keller, Karl Spitteler und J. B. Widmann. Die Lösung des „Ariadne-Rätsels“, zu der Frau Förster-Nieksche einst aufgefordert hatte, nun durch Bernoulli geschehen, zeigt, wie weit die Archivleiterin der stets von ihr „respektierten“ freien Forschung dadurch Vorschub leistete, daß sie, die, da das Rätsel rein biographischer Natur ist, sehr wohl imstande war, der Forschung jegliche Mühe zu ersparen, dieselbe durch die mystische Fragestellung: „Ist es schwermütiger, leidenschaftlicher Ernst, oder ist es Spott? . . .“ zu narren sich erlaubt hat. Den besten Maßstab zur Beurteilung von Nieksches Schwester gibt sie selbst jedem, der über eine gewisse Menschenkenntnis verfügt, mit ihrem Brief vom 22. März 1896 an Frau Geheimrat Gelzer, dessen zweiter Teil Bernoulli zum Abdruck bringt, in die Hand. Weniger sind es in diesem Briefe die Ausfälle gegen Overbeck und seine Frau, als die Art und Weise, mit der sich Frau Förster-Nieksche selbst mit Verzweiflung zu drapieren weiß, um Mitleiden zu erregen, wo sie gewinnen will.

Durch seine aufrechte, redliche Art wird Bernoullis Werk jedem, der sich mit Nieksche beschäftigt, eine willkommene Aufklärung über manche dunklen Dinge im Streite Overbeck-Archiv geben, zugleich wird jeder Leser eine Menge von Fragen und Themen aufgestellt finden, die ihrer Beantwortung und Behandlung noch harren.



Krieg und Friede.

Eine Manövererinnerung von J. D. Schmid.



Am Dienstag mittag war die Schlacht in vollem Gange. Auf Kilometerdistanz stand das ganze erste Armeekorps der Manöverdivision gegenüber. In das Knattern der Gewehre mischte sich der dumpfe Donner der Geschütze und das Rasseln der Mitralleusen. Mit fliegenden Fahnen rückten sich die langausgezogenen Schützenlinien unter den Klängen der Bataillonsmusikern zum Sturmangriff entgegen. Da tönte aus den feindlichen Reihen heraus ein helles Signal, das sofort von der ganzen Linie aufgenommen wurde.

Gefechtsabbruch!

Rasch jagten wir im Schnellfeuer noch die letzten Schüsse heraus. Dann wurde es still auf dem weiten Felde. Die Schlacht war zu Ende.

Der Hauptmann mußte zur Kritik, und ich erhielt den Befehl, die Batterie in die Kantonnemente zu führen.

Noch zwanzig Kilometer!

Wir waren in der Nacht vom Sonntag auf den Montag kurz nach Mitternacht aufgestanden und nach stundenlangem Vorrücken vom Feind wiederholt zurückgeschlagen worden. Siebenmal hatten wir an diesem Tage Stellung bezogen und am Abend noch bis fast zehn Uhr Geschützeinschneidungen gemacht. Um elf Uhr legten wir uns unter freiem Himmel nieder, und eine Stunde später kam schon wieder der Befehl zum Rückzug bis auf die Höhen hinter Freiburg, wo, noch halb bei Nacht, sofort neue Geschützeinschneidungen gemacht werden mußten. Gespannweise waren uns die Pferde in der Deckung vor Müdigkeit umgefallen. Nun noch zwanzig Kilometer! Aber der Dienst kennt nur ein Muß, nichts anderes. Ich gab Befehl zum Aufprohen, und dann marschierten wir auf der staubigen Landstraße unserem Bestimmungsorte entgegen.

Glühend brannte die Nachmittagssonne auf die Köpfe herunter und machte die allgemeine Müdigkeit noch größer. Alles kämpfte mit dem Schlaf. Wie im Traume setzten die Pferde die Hufe vorwärts, vornübergebeugt hingen die Fahrer auf ihnen. Die Kanoniere nickten auf den Prohen und Trittbrettern, und als ich, um sie wach zu halten, absitzen ließ, schliefen viele von ihnen im Gehen hinter den Geschützen her.

Ich suchte mit aller Anstrengung auf dem Pferde munter zu bleiben, aber die Natur war stärker als der Wille, und von Zeit zu Zeit fielen die bleischweren Lider über die Augen herab, um dann plötzlich, erschreckt ob ihrer Pflichtvergessenheit, wieder in die Höhe zu schnellen. In diesem Dämmerzustand von Traum und Wachen vermischten sich im Gehirn Schein und Wirklichkeit, und das friedliche Manöverspiel, das wir eben noch getrieben, wurde zum furchtbaren Ernst.

* * *

Krieg! Krieg! hatte es seit einer Woche durchs Land geseilt. In fieberhafter Eile wurde mobilisiert, und seit drei Tagen war unsere ganze Division auf dem Marsche nach der Ostgrenze unseres Landes. Heute noch sollten wir zur Hauptarmee stoßen, um dann morgen vereint mit ihr den Angriff auf den Feind zu beginnen, der bereits an einzelnen Stellen die Grenze überschritten hatte.

Die ganze Division bivakkierte in dieser Nacht auf offenem Felde. Ich lag neben meinem Batteriechef und schaute in den tiefblauen Nachthimmel hinauf. Alles schlief um mich, nur hin und wieder tönte das

Schnauben und Scharren eines Pferdes oder das unruhige Atmen eines Schläfers ans Ohr. In dunkles Schweigen versunken standen die Tannen des nahen Waldes da und streckten ihre feingezackten Gipfel in den lichtdurchflimmerten Äther hinauf, urgrundquellend, weltenahnend, des ewigen Seins Abbild und Widerschein zogen die Sterne in tiefem Frieden über sie hinweg. Um mich und über mir nichts als Stille, Friede und Klarheit.

Da ertönten in der Ferne plötzlich Gewehrschüsse, die immer stärker wurden. Die Vorposten mußten aneinandergeraten sein. Wenige Augenblicke darauf sprengte auch schon eine Ordonnanz unseres Regimentskommandeurs heran und brachte dem Batteriechef den Befehl, die Batterie so rasch wie möglich marschbereit zu melden.

„Auf!“

Die helle Stimme des Hauptmanns klang über das Lager hinweg, in das plötzlich Bewegung kam. So rasch wie möglich wurden die Pferde geschirrt und angespannt, und nach kurzer Zeit standen die sechs Batterien des Regiments hintereinander marschbereit.

Vor uns marschierte die ganze erste Infanteriebrigade unserer Division, das Geniehalbbataillon und ein Kavallerieregiment; hinter uns folgte die zweite Infanteriebrigade und der Gefechtstrain.

Es war gegen fünf Uhr morgens. Wir zogen durch einen langen Wald. Ein feuchtkalter Nebel hatte sich nach und nach erhoben, der immer dichter wurde und uns wie mit einem grauen Schleier einhüllte. Nur schattenhaft konnte man die Umrisse der nächsten Reiter und Pferde erkennen. Es hatte etwas Unheimliches, Gespenstisches an sich, diese verschwommenen Gestalten vor sich im Nebel auftauchen und wieder verschwinden zu sehen, als trennte eine weite Kluft sie von einem, während sie so nahe waren, daß man sie mit den Händen greifen konnte.

Niemand sagte ein Wort. Es war das erstemal, daß wir in den Krieg zogen, und der Ernst der Stunde lastete schwer auf uns. Der Geschützchef des ersten Geschützes hatte flüsternd ein Gespräch mit dem neben ihm auf der Proze sitzenden Kanonier angefangen, das aber bald wieder erstarb.

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Wir reiten ins Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Die Verse Herweghs gingen mir beständig im Kopfe herum. Am Worte Sterben blieben die Gedanken haften: Ob ich wohl diesen Tag überleben werde? Furcht vor dem Tode hatte ich eigentlich keine, ich hatte ja am Leben nicht viel zu verlieren. Wenn es also sein mußte,

immerhin. Aber dann gleich rasch, eine Kugel ins Herz oder in die Stirne; nur nicht lange leiden.

Aber eigentlich schade wär's doch. Ein paar Jahre möchte ich wohl gerne noch auf der Welt bleiben. Wer kennt denn all die goldenen Träume, die die Zukunft in ihrem Schoße birgt und die vielleicht eines Tages mit Königsmänteln und Herrscherkronen angetan zur Wirklichkeit erwachen, wer weiß, ob nicht der Fuß die blauen Fernen und seligen Inseln, die deine Sehnsucht dich bis jetzt nur ahnen ließ, doch noch erreicht und ein großes, wunderbares Glück dir entgegenblüht. Wer vermag den Vorhang vor seines Schicksals Türe zu lüften?

Hirngespinnste!

Der Wald ging zu Ende. Da sah ich vor mir in der nebligen Morgendämmerung eine mächtige Gestalt am Wege stehen, die mit dem Haupt die höchsten Bäume überragte. Sie war schwarz vom Kopf bis zu den Füßen, schwarz waren die langen, schleierartigen Gewänder, die die Gestalt umhüllten, schwarz die Locken, die bis über den Nacken herunterfielen, tiefschwarz die Augen, die aus dem fahlen Gesicht herausleuchteten. Mit den Armen stützte sie sich auf etwas, das aussah, wie eine Sense. Da wußte ich es, dort stand der Tod. Der bleiche Allesbesieger ist gekommen, um Heerschau abzuhalten über seine Opfer. Sein Feld steht hoch in der Frucht und ist zur Ernte reif. Er wird einen guten Tag haben heute, drum lächelt er so. Keiner kann ihm entgehen. Wer ist so stark wie er, wer ist so mächtig wie er? Über Sieger und Besiegte, über der Wut und den Leidenschaften der Menschen triumphiert er. König und Bettler, Mann und Weib, Kind und Greis, alles ist ihm untertan, und in einer Minute löscht er aus, was titanisch sich aufbäumende Menschenkraft und Ewigkeitswahn zu schaffen vermeinten.

Und er lächelt, lächelt immerzu

Mich fröstelte. Als ich näher kam, war die Gestalt verschwunden. Nur eine mächtige Eiche streckte an jener Stelle ihre Äste in den Himmel hinauf.

Zwei Stunden marschierten wir nun schon vorwärts. Die Sonne kämpfte noch mit dem Nebel. Das Feuer der Vorposten hatte sich langsam nach rechts verzogen und zuletzt ganz aufgehört. Sollte der Feind ohne Kampf zurückgegangen sein? Dann kam es wohl gar nicht zur Schlacht.

Die Spannung, die seit heute früh auf allen Gesichtern lagerte, löste sich ein wenig. Wie ein Aufatmen ging es durch die Reihen. Einer der Kanoniere versuchte sogar ein Soldatenlied anzustimmen.

Da!

Rat—ta—ta—ta—ta—tat!

Maschinengewehre!

Auf den umliegenden Höhen zuckt plötzlich Blitz um Blitz auf und schlägt in die Vorhutbataillone. Vom Nebel verdeckt hatte uns der Feind bis auf die Distanz von wenig Kilometer an seine Stellung herankommen lassen.

„Batterie Tra—a—a—ab!“

Die Infanteriekolonnen vor uns, die noch nicht zur Entwicklung gekommen ist, wird vom Wege abgedrängt. Im scharfen Trabe werden wir an ihr vorbei nach vorn gezogen.

Das Gewehrfeuer wird immer stärker. Jetzt mischt sich auch der dumpfe Donner der Geschütze darein.

„Ob sie wohl auf uns schießen?“

„Ich sehe nichts.“

„Herrgott, da vorn fällt einer.“

„Sei still, bald — — —“

Ein scharfes Pfeifen wird über unsern Köpfen hörbar. Jeder kennt es vom Scharfschießen her. Ein lauter Krach, ein Prasseln im nahen Wald, als ob mit tausenden von Stöcken auf die Bäume losgeschlagen würde, und etwa fünfzig Meter über uns eine weiße Rauchwolke.

Der Hauptmann wendet sich zu mir zurück. Sein Gesicht glüht vor Aufregung und Kampfeslust.

„Sie schießen mit Zeitzündern auf uns! Aber viel zu hoch! Es — — — —“

Die weiteren Worte verschlingt der Lärm. Ich halte mein Pferd etwas zurück, um meinen Zug an mir vorbeizurufen zu lassen und den Leuten ein aufmunterndes Wort zu sagen. Die Gesichter spiegeln Aufregung und Erwartung, Furcht nicht, wenigstens so scheint es mir. Immer dichter pfeifen die Kugeln um uns. Plötzlich greift sich der Batteriemechaniker auf dem ersten Caïsson mit der Hand an die Brust, klappt vornüber und schießt kopfvoran von seinem Sitz auf die Straße hinunter. Das Rad des Caïssonhinterwagens geht über ihn hinweg. Der hat genug.

Mir graut's. Ich galoppiere wieder nach vorn. Zur Rechten tut sich ein Waldweg auf. An seiner Biegung hält der Abteilungsadjutant auf einem Pferd, dem das Blut wie ein kleiner Bach aus einer starken Halswunde läuft. Der Adjutant winkt eifrig mit der Hand und schreit dem Batteriechef etwas zu. Wir biegen aus der Kolonne ab und verschwinden im Waldweg.

In diesem Augenblick bricht das Pferd unter dem Adjutanten zusammen. Im Zurückschauen sehe ich noch, wie er wieder aufspringt, dem ersten Caïsson nachläuft und sich hinaufschwingt. Er muß mit, einerlei wie. Ich winke ihm lachend zu und verwundere mich im gleichen Moment darüber, wie man jetzt noch lachen kann. Aber zum Nachdenken

ist keine Zeit mehr. Wie wir zum Walde hinauskommen, heult und tobt es um uns, als wären tausend Teufel miteinander losgelassen. Mit ohrenbetäubendem Gebrüll pläzen die feindlichen Geschosse über unsern Köpfen, Schrapnells und Granaten schlagen rechts und links von uns in den Boden und wühlen die Erde auf wie rasende Tiere; dazu das kurze, singende Pfeifen der Gewehrfugeln, das Fluchen und Rufen der Menschen, die unartikulierten Schreie der Getroffenen, das Gestöhn und Geheul der Verwundeten — Welt, dein Ende ist gekommen!

Ein Ordonnanzoffizier rast dem Hauptmann entgegen und deutet mit dem Arm nach einer ziemlich steilen Höhe, wo Stellung bezogen werden soll. Die Zweiundzwanziger stehen schon dort.

„Batterie Galopp!“

Nur noch ein Gedanke: „Dort hinauf mit der Batterie“, nur noch ein Wille und eine Kraft.

Ich drücke meinem Fuchs die Eisen in die Seiten, daß er in einer langen Lançade nach vorwärts schießt. Hinter mir kommen sie herangerast, die zehnmal sechs Pferdeleiber, weit voraus das erste Geschütz mit seinem Caïsson.

Der Boden ist weich, die Anhöhe steil.

„Drauf mit den Peitschen! Vorwärts! Vorwärts!“

Wie wild gewordene, eiserne Kolosse tanzen die Geschütze hinter den Prozen her. Jeden Augenblick sind die Fuhrwerke in Gefahr, umzuwerfen. Manchmal laufen sie mehrere Pferdälängen weit nur noch auf einem Rad, während das andere hoch in der Luft steht.

Ein langgezogener Schrei hinter mir. Im Zurückschauen sehe ich, wie der Vorderreiter des ersten Geschützes rücklings aus dem Sattel fällt und unter den Hufen der Pferde verschwindet. Ich ergreife die Zügel der führerlos gewordenen Vorpferde und reiße sie mit. Der Atem dringt pfeifend aus ihren Kehlen, die Lungen sind fast ausgepumpt.

„Wir müssen da hinauf, wir müssen!“

Ich reiße den Säbel aus der Scheide und schlage mit der flachen Klinge auf die armen, ermatteten Tiere los. Wer weiß hier noch etwas von Mitleid, wer fühlt noch etwas in diesem Meer von Blut, Mord und Raserei!

Da fällt das Vorhandpferd und reißt im Stürzen das Sattelpferd mit.

„Herunter von den Prozen! Die Stricke durch! In die Speichen, vorwärts!“

Ich springe selbst vom Pferd, ich schiebe und stoße mit. Es geht. Nun noch fünf Meter, nun noch drei. Wir sind oben.

„Weg mit den Prozen!“

Der Batteriechef steht neben mir. Unter dem Käppirand hervor sickert ihm langsam das Blut und läuft die Wange hinunter.

„Herr Hauptmann, Sie sind verwundet.“

„Tut nichts, ist nicht gefährlich! Sehen Sie die feindliche Artillerie da drüben auf der Höhe?“

„Zu Befehl!“

Das Feuer zuckt aus dem Geschützrohr. Noch einmal und immer wieder. Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr läuft das Rohr in der Gleitbahn zurück und wieder vor.

Die andern Geschütze sind nach und nach auch in Stellung gekommen. Nur der zweite Caïsson ist stecken geblieben. Drei seiner Pferde liegen am Boden, der Deichsel- und Mittelreiter tot unter ihnen. Ein Schrapnell ist kurz vor ihnen geplatzt. Ein zweites schlägt voll in den Caïsson-Hinterwagen. Ein furchtbarer Krach und hoch in den Lüften nichts als Leiber, abgerissene Gliedmassen, Holz- und Eisenteile. Wie der Rauch verflogen ist, ist der Caïsson mit samt der Mannschaft und den Pferden wie vom Erdboden verschwunden. Schon jagt über die Stelle hinweg ein Unteroffizier, um von der Staffel Ersatz zu holen.

Ich eile zu meinem zweiten Geschütz, um zu sehen, ob das Ziel richtig erfaßt ist. Wie ich zurückkomme, fällt der Lader mit einem kurzen Stöhnen über den Lafettenschweif. Seine Hände krallen sich im Boden fest. „Marie“, schreit er noch; dann ist's fertig. Man trägt ihn hinweg.

Es ist furchtbar. Immer noch heult und brüllt und tost und kracht es um uns in allen Tonarten. Mit höhnischem Pfeifen, das durch Mark und Bein dringt, kommt der Tod auf den Geschossen herangeflogen und schlägt in gellendes Lachen auf, wenn Ströme von Blut seine Spur bezeichnen. Unaufhörlich ist an den Schuttschilden der Geschütze und Caïssons der kurze dumpfe Laut der aufschlagenden Schrapnellfüllkugeln und der viel schärfere der Stahlmantelgeschosse der Infanterie hörbar. Wie das in einem fort rast, wie das kracht, wie das wütet und heulend Vernichtung schreit! Es ist mehr als Wahnsinn, es ist die Hölle selbst.

Plötzlich habe ich das Gefühl, als hätte mir jemand einen Schlag auf den linken Arm versetzt. Warm läuft es dem Ellenbogen nach hinab. Im nächsten Augenblick ist die Hand rot von Blut. Ich greife nach der Stelle, empfinde aber keinen Schmerz. Nur ein Streifschuß! Ich habe keine Zeit nachzusehen.

Aber mein Blick bleibt starr an dem langsam über die Hand herunterrinnenden Blute haften. Es schwimmt mir rot vor den Augen, ich sehe nichts als Blut, Blut überall wo ich hinschaue, es wird zum Bach, zum Fluß, zum breit dahinfließenden Strom. Und auf diesem Strom schwimmen meine Gedanken zurück in die neblige Ferne. . . .

Sie hängt wieder an meinem Halse.

„Geh' nicht fort von mir, geh' nicht!“

Ich stoße sie von mir.

„Ich gehe! Du hast mich verraten, hast nur gespielt mit mir.“

„Es ist nicht wahr. Ich hab' nur dich lieb gehabt, nur dich!“

„Du lügst!“

„Nein, bleib' bei mir.“

„Ich kann nicht! Leb' wohl.“

Sie sinkt weinend am Tische zusammen. Hart fällt die Türe hinter mir ins Schloß. Das Herz voll Wut und Qual schreite ich in die dunkle, sternlose Nacht hinaus. Ich habe sie nie wieder gesehen, sie, an der ich mit der ganzen Kraft meines damals noch so jungen Herzens hing. Ein Jahr darauf erfuhr ich, daß ich ihr Unrecht getan. Wie da die Reue mich brannte, wie ich unaufhörlich mit dem Schicksal haderte und mit wilder Qual im Herzen ruhslos in die Welt hinauszog! Zehn Jahre sind es her, und jetzt erlebe ich hier mitten in der Schlacht das alles wieder, als wäre es erst gestern gewesen.

„Geh' nicht von mir — — — Ich hab' nur dich lieb gehabt.“

Die Worte hämmern in meinem Gehirn wie verrückt, sie wiederholen sich tausendfach, vermengen sich miteinander und stehen dann plötzlich wieder aufrecht und höhnisch vor mir.

„Herrgott, warum richtet denn der Mensch nicht mehr?“

Ich springe hinzu. Freilich richtet er. Mit starrem Blick sieht er über Auffaß und Korn, die Hände halten ordnungsgemäß die Richträder fest. Aber das weit aufgerissene Auge vermag den Feind nicht mehr zu sehen; die schon fast erstarrten Hände versagen den Dienst. Eine Kugel ist durch das Richtloch im Schuttschild geflogen und hat ihn mitten in die Stirne getroffen.

Ich habe Mühe, seine Hände zu lösen und ihn wegzuschaffen. Der Verschluswart und der zweite Zuträger sind noch allein von der ganzen Bedienungsmannschaft übrig. Ich setze mich selbst auf den Platz des Geschützchefs und richte.

Von der Batterie rechts kommt ein Offizier herübergewankt. Die Hände hat er auf die Brust gedrückt. Zwischen ihnen quillt das Blut hervor. Es ist Oberleutnant Pf., ich kenne ihn an seinem großen, weiß-blonden Schnurrbart. Etwa zehn Meter vor uns sinkt er in die Knie. Er will etwas rufen, kann aber nicht mehr, ein Blutstrom stürzt aus seinem Munde. Dann fällt er schwer hintenüber.

„Leb' wohl, du treuer, stets fröhlicher Kamerad. Kann dir die Hand nicht geben. Aber wer weiß, vielleicht sehen wir uns auf einem andern Sterne wieder.“

Der Major reitet mit seinem Adjutanten hinter der Batterie durch.

Auch er ist verwundet. Ein blutgetränktes Tuch schlingt sich um seine Stirne, aber seine sonore Stimme klingt ruhig, wie immer.

„Nur Mut, bald kommt Hülfe.“

Mir winkt er grüßend zu. Ich habe kaum Zeit den Gruß zu erwidern; denn das Gewehrfeuer kommt immer näher.

In der Batterie 22 feuern noch zwei Geschütze, bei uns und in den andern Batterien steht es nicht viel besser. Der Zug links wird vom Wachtmeister befehligt, Leutnant P. liegt, in den Unterleib getroffen, schwer verwundet auf dem Trittbrett des Caïssonhinterwagens. Der Batteriechef hat zu seiner Kopfwunde noch einen Schuß in die Hüfte erhalten und mußte weggetragen werden. Die, die noch aufrecht stehen, sind keine Menschen mehr. Die Gesichter und Hände voll Schweiß, Blut und Schmutz, die Herzen voll Mut, Verzweiflung und Jammer starren wir mit dumpfen Gehirnen in das furchtbare Gewirr vor uns und um uns.

Auf einmal steht unser Regimentskommandeur hinter mir. Unbeweglich hält er auf seinem starkbeinigen Braunen und sucht mit dem Zeiß das Vorgelände ab.

„Hat Ihre Batterie noch Munition, Herr Oberleutnant?“

„Zu Befehl, Herr Oberst! Aber drei Viertel der Mannschaft sind tot oder schwer verwundet.“

„Es ist fürchterlich. Ich hoffe, es kommt bald Ersatz, wenn es dann nicht schon zu spät ist.“

Der zweite Divisionsadjutant kommt ventre à terre auf den Kommandeur zu.

„Herr Oberstleutnant, Befehl vom Divisionskommando, die Batterien wenn irgend möglich zurückzuziehen.“

Der Regimentschef schaut noch einmal durchs Glas, schüttelt dann den Kopf und murmelt etwas vor sich hin. Dann sagt er laut: „Melden Sie dem Divisionskommando, daß wir jetzt nicht zurück können, daß wir die Stellung unbedingt halten müssen bis auf den letzten Mann. Der Wald da vorn ist voll feindlicher Infanterie. Gehen wir zurück, so wird unser ganzer linker Flügel eingedrückt, und unsere vorgeschobene Infanterie ist verloren.“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.“

Ich schaue wieder nach vorn. Der Lärm hat etwas nachgelassen.

Da, was ist das? Aus dem Walde halbrechts strömt es schwarz heraus, gegen unsere Stellung zu, eine Schützenlinie hinter der andern, mit fliegenden Fahnen und schmetternden Trompeten. Der Feind rückt zum Sturmangriff heran.

Nun kommt das Schwerste!

Aber gleichviel! „Wir müssen die Stellung halten bis auf den

letzten Mann.“ Das Wort meines Regimentskommandeurs klingt mir in den Ohren. Wir müssen!

Ich springe selbst zurück und reiße den Lafettenschweif herum, zugleich die Befehle in die Batterie hineinrufend.

Das Feuer fliegt, Schuß um Schuß auf wirksamste Distanz. Wer Zeit hat, hinzuschauen, der sieht, daß ganze Glieder der Feinde fallen, wie aufgestellte Bleisoldaten, die ein Stoß an den Tisch umwirft. Aber ich habe keine Zeit, ich sehe nur die dunkle sich heranwälzende Masse und richte mitten hinein. In fieberhafter Eile schiebt der Kanonier neben mir, der Verschußwart und Lader zugleich ist, die Geschosse in das Rohr. Schon bevor es nach dem Schuß wieder ganz vorgelaufen ist, hat er den Verschuß aufgerissen und das todbringende Metall geladen.

Braver Kerl! Wenn wir den heutigen Tag überleben, sollst du die Gefreiten Schnüre haben.

Trotz riesiger Verluste kommt der Feind immer näher. Wenn es ihm jetzt nicht gelingt, in unsere Stellung zu kommen, dann muß er zurück und hat verloren. Im andern Fall sind wir's. Alle fühlen es. Jede Faser, jeder Muskel spannt sich aufs Äußerste. Es ist ein Moment furchtbarster Erregung. Was helfen kann, hilft. Selbst Schwerverwundete schleppen sich zu den Geschützen heran. Das Geschütz links der Batterie 22 hat eine seltsame Bedienung. Die Kanoniere liegen alle am Boden. Unser Major sieht es. Er springt hinzu und bedient mit seinem Adjutanten und einem Leichtverwundeten das Geschütz. Alte Aspiranten-erinnerungen mochten ihm dabei kommen. Mir schlägt das Herz höher. Wo einer dem andern so hilft, da muß der Sieg blühen!

Und wirklich, der Feind steht. Noch ein banger Moment, dann wendet er sich und geht langsam zurück.

In diesem Augenblick schallt ein lautes Hurra hinter uns. Frische Kräfte, die gerade zur rechten Zeit eintrafen, werden nach vorn geworfen und übernehmen die Verfolgung des Feindes.

Sieg! Sieg!

Meine Hand fährt nach der Brust. Ein stechender Schmerz macht sich dort bemerkbar. Ich reiße die Blouse auf. Das Hemd ist voll Blut, die ganze Brust schwimmt in Blut. Ich fühle, wie es rinnt und rinnt, und wie das Leben langsam mit ihm entflieht.

Nun also doch!

Ich sinke von meinem Sitz ins Gras hinunter. Der Kopf liegt auf dem Lafettenschweif. Ich bin so müde, so müde. . . . Ich möchte heim, in ein Bett und schlafen, nichts als schlafen. . . . Ich habe keinen andern Gedanken mehr.

Die Lider sinken mir über die Augen herab

Einmal erwache ich noch. Die Sonne ist gerade im Untergehen begriffen und überschüttet alles mit einem goldigen Licht. Ich sehe auf die vielen Toten und Verwundeten um mich her. Ein überirdischer Glanz liegt auf ihren Gesichtern. Blut und Schmutz und Rauch, all das Häßliche ist verschwunden. Über jedem Haupt schwebt eine Glorie; sie tragen alle Siegerkronen und Lorbeerkränze, sie alle, die fürs Vaterland gefallen sind. Und das Licht schwillt und steigt, alles steht im Licht, alles leuchtet in wunderbarem Glanz, die Felder, Hügel und Auen sind ganz daren getaucht, die weißen seligen Firne glühen aus der Ferne herüber, die Glocken hallen durchs Land. Sieg! Sieg! hallen sie; Sieg! Sieg! jauchzen die Sphären und jubeln die Chöre der Luft.

Ich höre es, ich will aufstehen, es geht — — ich hebe mich hinauf in die klare, reine Luft — — der Sonne entgegen, immer zu, immer zu — bis — — —

* * *

Mein Pferd stolpert. Ich fahre erschreckt auf. In tiefem Frieden liegt die Spätsommer-Landschaft da, ein strahlend blauer Himmel wölbt sich über ihr, fruchtenschwer hangen die Äste der Bäume zur Erde, während in einem Garten voller Blumen eine Amsel ihr weiches Lied flötet.



Berechtigte Eigenart.

Von Eduard Blocher.



Neulich machte einer in einer Zeitung den Vorschlag, man solle doch im neuen Postgesetz das Postbureau durch das Postamt, den rekommandierten Brief durch den eingeschriebenen Brief ersetzen und noch einige andere derartige Verbesserungen bei dieser Gelegenheit anbringen, auch in der Schreibung des Wortes Scheck sich dem Gebrauch der Schule und der Zeitungen anpassen, also nicht weiter Check (ohne S) schreiben. Da wurde ihm zuerst von einem bekannten Basler Staatsmann und hernach von verschiedenen unbekanntem Nichtstaatsmännern